

Karen Witemeyer

*Zu Befehl,
Frau Doktor!*


Francke

Prolog

Wounded Knee Creek, South Dakota

Pine Ridge Indianerreservat

29. Dezember 1890

Laut dem Buch der Bücher gab es eine Zeit für den Krieg und eine Zeit für den Frieden. Matthew Hanger, Hauptmann des 7. US-Kavallerie-Regiments, betete darum, dass dies eine Zeit des Friedens werden würde, auch wenn er den Finger an den Abzug seines Remington-Revolvers gelegt hatte und den Lakota-Sioux-Krieger auf der anderen Seite der Klamm ins Visier nahm. Matt war den Krieg leid. Er hatte es satt, Männer auszubilden, nur um sie dann auf dem Schlachtfeld sterben zu sehen; hatte genug davon, gemeinsam mit den anderen Soldaten ein Spielball der Politiker zu sein, die überhaupt nicht zu verstehen schienen, was ihre Entscheidungen für unzählige Menschenleben bedeuteten.

Wahrscheinlich sollte er dankbar sein, dass er nach dreizehn Jahren der kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Indianern immer noch am Leben war. Doch wirklich lebendig hatte er sich seit dem Tag nicht mehr gefühlt, als er seine Eltern und seine kleine Schwester tot in ihrem Farmhaus gefunden hatte. Ermordet von Komantschen-Kriegern. Matt war damals erst fünf Jahre alt gewesen – zu jung, um etwas zu unternehmen; jedoch alt genug, dass der schreckliche Verlust seine Seele aushöhlte, bis nur noch eine kümmerliche Hülle übrig geblieben war.

»Glaubst du, dass sie kapitulieren werden, Hauptmann?« Die leise Stimme von Unteroffizier Preach zerschnitt die kalte Winterluft.

»Ich bete zu Gott, dass sie es tun.« Matts Blick wich nicht von dem Krieger, den er im Visier hatte. Drei nicht berittene Kompa-

nien hatten das Lager der Lakota gestürmt und waren im Begriff, Häuptling Big Foots Krieger einzukreisen. Es waren schätzungsweise einhundertzwanzig Indianer, die aufgrund des eisigen Wetters größtenteils in Decken gehüllt waren. Matts Kompanie, immer noch zu Pferd, hatte den Auftrag erhalten, das Lager von Süden her zu bewachen und jeden Fluchtversuch der Lakota zu unterbinden. »Diese Geistertanzrituale wiegeln die Krieger auf.«

Die Worte waren kaum ausgesprochen, als ein Mediziner anfang zu singen. Während die Soldaten das Lager nach Waffen absuchten, winkte der Weise den jüngeren Sioux zu. Er sang lauter, fing an zu tanzen. Zuerst mit kleinen Bewegungen, kaum wahrnehmbar, doch dann wurde er kühner, seine Bewegungen bestimmter.

Matt biss die Zähne zusammen. Genau das konnten sie jetzt nicht gebrauchen. Gestern, als Matts Kompanie die Lakota bei Porcupine Butte zusammengetrieben hatte, waren sie ruhiger gewesen. Big Foot hatte sich nachgiebig gezeigt. Doch dieser Geistertanz ... er weckte den Widerstand. Matt spürte das so sicher wie den kalten Wind in seinem Nacken.

»Ruhig, Jungs«, murmelte Matt den Männern in seiner Nähe zu und vertraute darauf, dass sie die Nachricht an die anderen weitergaben. Es waren gute Soldaten, doch viele waren jung. Un-erfahren.

Und nervös.

»Hast du einen Psalm für mich, Preach?«, fragte Matt.

Unteroffizier Luke Davenport war nun schon fast ein Jahrzehnt an seiner Seite. Der Krieg hatte sie zusammengeschweißt. Luke war gnadenlos geschickt im Kampf Mann gegen Mann – der beste Fechter, den er jemals gesehen hatte. Doch Matt konnte sich nicht nur darauf verlassen, dass er ihm den Rücken freihielt. Luke war ein wandelndes Bibelarchiv und hatte immer das richtige Zitat parat. Deshalb nannte man ihn in der Kompanie auch *Preach* – Prediger. Die Verse halfen Matt jedes Mal, sich auf das Wichtige zu konzentrieren.

Und wenn er das jemals nötig gehabt hatte, dann jetzt.

»Du rüstest mich mit Stärke zum Streit«, murmelte der Unteroffizier, »du wirfst unter mich, die sich gegen mich erheben.«
Psalm 18, Vers 40.«

Matt ließ die Worte in seinen Geist sinken. Preach hatte diesen Vers schon einmal zitiert. Es war ein gutes Wort für einen Soldaten, der dem Feind ins Auge blickte, doch alles andere als beruhigend, wenn man auf eine friedliche Kapitulation hoffte. Der Knoten in seinem Bauch wurde dadurch noch größer.

Oberst Forsyth befahl den Lakota, ihre Gewehre auszuhändigen. Seine Männer gingen zwischen den Kriegern umher und sonderten sie auf diese Weise geschickt von den Frauen und Kindern ab, die noch im Lager waren. Die älteren Männer gehorchten, doch die jüngeren, unerschrockenen klammerten sich an ihre Decken und taten mit stoischen Mienen so, als hätten sie nichts herauszugeben. Matts Nackenhaare stellten sich warnend auf.

Der Mediziner sang immer noch und bewegte sich weiter durch die Reihen der jungen Krieger.

Matt richtete sich in seinem Sattel auf. Seine Beine spannten sich an Phineas' Flanken an. Die Ohren seines Wallachs zuckten daraufhin aufmerksam und er senkte den Kopf. Matt ließ seine Augen über die Lakota-Krieger wandern. Keine sichtbaren Waffen. Doch die Soldaten, die das Lager durchsucht hatten, hatten ein paar Gewehre entdeckt.

Irgendetwas stimmte hier nicht.

Eine unauffällige Bewegung zog Matts Blick auf sich. Ein Lakota ließ seine Decke fallen. Metall blitzte in der Sonne. Ein Schuss zerriss die Luft.

Die Hölle brach los.

»Angriff!«

Matt schrie den Befehl, dann wies er seinen Trompeter Mark Wallace an, zum Angriff zu blasen. Das Signal erklang. Die Pferde preschten vor. Gewehrfeuer brach los.

Mehr als ein Dutzend Soldaten im Lager waren schon zu Bo-

den gegangen. Doppelt so viele Lakota lagen unbeweglich im Schnee neben ihnen.

Die Wachen und Späher der Kavallerie stürmten vor, um die Reiter zu schützen. Matt drängte Phineas nach vorne. Sein einziger Gedanke galt der Rettung seiner Männer. Er gab den Fliehenden Feuerschutz, traf einen bewaffneten Indianer, der gerade auf die Klamm zulief, und einen anderen, der stehen geblieben war, um einen zurückweichenden Soldaten ins Visier zu nehmen.

Hinter ihm donnerte die Revolverkanone. Die Wucht der Schläge aus den vier Rohren ließ Matts Körper vibrieren. Er legte sich im Sattel weit nach vorne und presste sich an Phineas' Hals, um kein Ziel für das Kreuzfeuer zu bieten.

Plötzlich entdeckte er ein vertrautes Gesicht und lenkte sein Pferd in Richtung eines sich zurückziehenden Soldaten – Jonah Brooks, ein Kavallerist aus Buffalo, der schon in unzähligen Aufklärungsmissionen mit Matt unterwegs gewesen war, bei denen ungeheure List und Mut erforderlich gewesen waren. Jonah traf ein Zehncentstück aus hundert Yard Entfernung genau in die Mitte. Ein Mann mit unentbehrlichen Eigenschaften im Kampf. Außerdem war er ein Freund.

Matt steckte sein Gewehr ins Holster und löste den linken Fuß aus dem Steigbügel. Er verlangsamte Phineas gerade so weit, dass er gut zugreifen konnte, dann lehnte er sich zur Seite und streckte den Arm aus. »Jonah! Halt dich fest!«

Der andere zögerte keine Sekunde. Er klammerte sich an Matts Handgelenk und schwang seinen Körper nach oben, während Matt sich in die andere Richtung lehnte, um das Gleichgewicht zu halten. Jonah steckte die Schuhspitze in den Steigbügel und kämpfte sich auf Phineas' Rücken hinter dem Sattel.

Eine Hand klopfte auf Matts Schulter. »Alles in Ordnung, Hauptmann!«

Matt wendete Phineas und hielt auf den Rand der Klamm zu. Die Revolverkanone hatte Panik unter den Lakota ausgelöst.

Frauen und Kinder flohen aus dem Lager und folgten ihren Männern durch die Klamm. Doch dadurch wurden sie nur zu Zielscheiben für die Soldaten.

»Schützt unseren Rückzug!«, rief Matt seinen Männern zu. Preach wandte sich ihm zu und sah ihn an. »Aber achtet auf die Ziele. Es sind Unschuldige im Feld!« Matt zeigte auf eine Frau mit Säugling im Arm, die auf die Klamm zueilte.

Preach nickte und gab den Befehl an die Männer unter seinem Kommando weiter. Einen trainierten Feind zu bekämpfen war eine Sache, doch Frauen und Kinder niederzumetzeln ... keiner von ihnen wollte so etwas tun.

»Preach!«, schrie Matt. »Wenn unsere Männer in Sicherheit sind, schneiden wir den Lakota den Fluchtweg ab.«

Sein Unteroffizier tippte sich mit dem Gewehrlauf an die Hutkrempe zum Zeichen, dass er verstanden hatte. Matt vertraute darauf, dass Luke seinen Auftrag ausführte, während er selbst Jonah in Sicherheit brachte. Phineas konnte nicht allzu lange das Gewicht von zwei Männern tragen, also steuerte Matt auf einen kleinen Hügel im Westen der Klamm zu und rief den anderen nicht berittenen Truppen zu, dass sie sich dort sammeln sollten. Die Revolverkanone feuerte zu dicht an den eigenen Reihen. Die Truppe war durch Eigenbeschuss ebenso in Gefahr wie durch das Feuer der Lakota, wobei mittlerweile fast alle Indianer flohen und eigentlich keine Bedrohung mehr darstellen.

Doch die Kugeln flogen weiter. Mörsergranaten explodierten. Indianer starben.

Beschütze deine Männer. Erfülle deinen Auftrag. Ignoriere den Rest.

Matt biss die Zähne zusammen und stahlte sein Herz. *Konzentriere dich auf das, was du beeinflussen kannst.* Er konnte weder die Artillerie kontrollieren noch verhindern, dass die Unschuldigen panisch mitten ins Kanonenfeuer flohen. Doch er konnte seine Männer sammeln, sie neu ordnen und die Flucht des Feindes verhindern.

Auf der Anhöhe angekommen, zügelte Matt Phineas. Jonah ließ sich zu Boden gleiten.

»Nimm meine Waffe«, befahl Matt, während er seine Springfield aus der Gewehrtasche zog und sie Jonah reichte, der nur noch seinen Colt hatte. »Du bist uns am nützlichsten, wenn du uns von hier aus den Rücken freihältst.«

Jonah sagte nichts. Er nickte knapp und schnappte sich das Gewehr.

Matt fühlte sich sofort besser. Jonah konnte mit einer Einzellaaderwaffe vom Hügel aus mehr Feinde aufs Korn nehmen als alle Berittenen, die auf dem Rücken ihrer Tiere durchgeschüttelt wurden. Seine Kugeln würden ihr Ziel finden und nicht nutzlos in der Gegend herumfliegen.

In der Nähe entdeckte Matt das graue Pferd seines Trompeters. Er wies Wallace an, die Unberittenen zu ordnen und sie den Rand der Klamm sichern zu lassen, während Matt seinen Unteroffizier dabei unterstützen würde, die Fliehenden zu umzingeln.

»Es ist ein Albtraum, Hauptmann.« Preach kam auf ihn zu und erstattete Bericht, als Matt sich aus dem Sattel gleiten ließ. »Eine Gruppe hat sich an einem Hang verschanzt. Fast nur Frauen und Kinder. Aber es wäre Selbstmord, sie dort rauszuholen und in Sicherheit zu bringen.«

Matt nickte und nahm sich einen Moment Zeit, um das Chaos im Lager der Lakota zu analysieren. Sein Blick schweifte über die blauen Mäntel der gefallenen Soldaten. Fieberhaft überlegte er, wie er seinen Auftrag erfüllen und gleichzeitig die Opferzahlen so gering wie möglich halten konnte.

Indianer strömten in die Klamm und versuchten, sich vor Kugeln und Granaten in Sicherheit zu bringen. Einige waren bewaffnete Krieger, andere waren Unschuldige. Doch durch den Schmutz und das Blut und das Chaos konnte man kaum den einen vom anderen unterscheiden.

Eine Handvoll Krieger hatte begonnen, den Rand der Schlucht zu erklimmen.

»Dort!« Matt zeigte auf die Stelle. »Konzentriert euch darauf, die Männer zurückzuhalten. Wenn sie erst einmal oben angekommen sind, können sie unsere Jungs ins Visier nehmen. Ich sehe, was ich für die Hilflosen dort unten tun kann.«

»Jawohl.« Preach nickte knapp, während Matt sich abwandte.
»Ach, Hauptmann?«

Matt drehte sich noch einmal um. »Ja?«

»Ein paar von den Frauen haben auch Waffen. Eine habe ich mit einem blutverschmierten Armeerevolver gesehen. Muss sie einem Gefallenen abgenommen haben. Pass auf dich auf.«

»Immer, Preach.« Selbst wenn eine Frau bewaffnet war: Ein Mann von Ehre schützte das schwächere Geschlecht mit all seinen Möglichkeiten. Selbst im Krieg.

Vor allem im Krieg.

Matt duckte sich hinter Phineas und lud seine Remington neu, dann huschte er gebückt am Rand der Klamm entlang, weg vom Zentrum des Kampfes. Er konnte nicht zulassen, dass die Frauen und Kinder entkamen, doch er wollte sie um jeden Preis verschonen. Er würde sie in Haft nehmen und an einen sichereren Ort bringen.

Er bedeutete einer Handvoll seiner Männer, ihm zu folgen, und lief um das flachere Ende der Klamm herum. Dann machte er sich auf den Weg in die Hölle. Die gleichmäßigen Salven des Artilleriefeuers hatten den Fluchtweg der Lakota zu einem Massengrab werden lassen. Die höher gelegenen Wände der Schlucht hatten das wahre Ausmaß der Zerstörung vor Matt verborgen, als er noch oben gestanden hatte, doch nun offenbarte sich ihm das entsetzliche Bild des Grauens. Die Klamm war übersät von Toten und Sterbenden.

Der Gestank von Blut und Gewehrpulver erfüllte die Luft, doch er marschierte weiter. Das war das, was ein Hauptmann tat. Er zeigte keine Angst, kein Bedauern – nur Selbstsicherheit und Stärke, damit seine Männer ihm folgten.

Endlich entdeckte er den kleinen Hang und wandte sich nach

links. Er befahl seinen Männern, den Rand der Klamm im Blick zu behalten und nur zu schießen, wenn auf sie geschossen wurde. Dann ging er mit der Waffe in der Hand weiter.

Das hohe Sirren einer Kugel drang an sein Ohr. Die Kugel zischte dicht an ihm vorbei und schlug rechts neben ihm in die Erde. Eine andere prallte an einem Felsen neben ihm ab.

Jetzt konnte er sie sehen: Es waren fünf Indianer, einige davon Kinder.

Eine alte Frau blickte ihm direkt in die Augen und erhob sich. Sie wirkte nicht voller Angst, sondern vielmehr resignierend. Stolz reckte sie die Schultern und hob das Kinn, dann trat sie vor und stellte sich schützend vor die Kinder. Matt richtete den Lauf seiner Remington gen Himmel und hielt die linke Handfläche hoch, um ihr zu bedeuten, dass von ihm keine Gefahr ausging. Dann bedeutete er ihr, zu ihm zu kommen.

Sie bewegte sich nicht, sondern starrte ihn nur an, ihre Augen vorwurfsvoll.

Plötzlich bemerkte Matt hinter der Frau eine Bewegung. Ein Junge, vielleicht vierzehn, fünfzehn Jahre alt, sprang hervor und hielt einen Revolver in der Hand.

Matt zögerte nicht. Er senkte den Gewehrlauf und feuerte. Der Junge schoss ebenfalls, doch seine Kugel flog in weite Ferne, während sich die von Matt in die Schulter des Jungen bohrte. Ein kleines Mädchen schrie auf, als der Junge zu Boden ging. Matt sprang vor, um die Waffe zu sichern. Er zog sie mit einer schnellen Drehung aus der schlaffen Hand des Jungen. Dann holte er ein Taschentuch hervor und drückte es auf die Wunde des Verletzten. Der Junge brauchte einen Arzt, der die Kugel entfernte und ihn wieder zusammenflickte, doch er würde überleben.

Falls sie hier rauskamen.

»Hauptmann! Die Artillerie rückt an!«, rief einer seiner Männer. »Wir müssen uns zurückziehen.«

Matts Blick zuckte zu dem Rand der Schlucht über ihnen. Bestimmt wurde gerade eine der Revolverkanonen zur Klamm

gerollt. Niemand hier unten würde einen solchen Angriff überleben.

Er wandte sich wieder der alten Frau zu. »Kommt.« Er winkte auffordernd und zeigte in Richtung des Randes. »Wir müssen hier verschwinden. Sofort.«

Sie ignorierte ihn. Nun ja, das stimmte nicht. Sie ignorierte seinen Befehl, nicht ihn. Ihn starrte sie mit hasserfülltem Blick an, bevor sie die Kinder um sich sammelte und mit ihnen zurück ins Lager lief, mitten in den Tod hinein. Es schien, als würde sie lieber sterben, bevor sie sich von einem weißen Mann helfen ließ.

Der Junge fing an, sich unter Matts starkem Griff zu winden. Er trat nach Matt und rollte sich weg. Das blutige Taschentuch fiel in den Schnee.

»Warte!« Matt griff nach dem Jungen in dem verzweifelten Versuch, wenigstens einen von ihnen zu retten. Doch der Junge richtete sich auf und lief seiner Familie nach – um im nächsten Augenblick von einer Kugel mitten in die Brust getroffen zu werden. Durch die Wucht wurde sein Körper nach hinten geschleudert.

»Nein!« Matt wollte zu ihm eilen, doch eine Hand umklammerte seine Schulter.

»Du kannst sie nicht retten, Matt.« Preachs Stimme.

Wann war sein Unteroffizier in die Klamm gekommen? Sollte er nicht oben die Reihen schützen? Nein, das übernahm ja jetzt die Revolverkanone.

Matt wehrte sich. Er musste diesen Jungen hier rausholen, bevor es zu spät war!

Doch Preachs Griff verstärkte sich noch. Er zog seinen Vorgesetzten zurück.

Der Junge rührte sich nicht. Matt begriff, dass es keinen Zweck mehr hatte. Der Junge war tot. Man konnte nichts mehr für ihn tun. Doch was war mit den anderen?

Matt suchte die Klamm nach der alten Frau und den Kindern ab, während Preach ihn mit aller Macht zurückriss. Gerade, als er die kleine Gruppe entdeckt hatte, donnerte die Kanone.



»Hauptmann? Hören Sie mich?«

Matt kam nur sehr langsam wieder zu sich. Sein Kopf pochte. In seinen Ohren klingelte es. Seine Wange schmerzte. Warum schmerzte seine Wange?

Er öffnete die Augen gerade in dem Augenblick, als Wallace ausholte und ihm einen Schlag ins Gesicht versetzte. Matts Kopf flog zur Seite.

Damit wäre das Rätsel um die schmerzende Wange gelöst.

Matt knurrte. »Ich würde gerne meine Zähne behalten, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Gott sei Dank.« Wallace schob den Arm unter Matts Schultern und half ihm, sich aufzurichten. »Entschuldigung, Hauptmann Hanger. Aber Sie waren eine Weile ohnmächtig. Wir haben uns ernsthaft Sorgen gemacht.«

Da fiel es ihm auf. Die Stille. Kein Gewehrfeuer. Keine Kanonenschläge.

Seine Sinne erwachten allmählich wieder. »Preach?«

»Hier, Hauptmann.« Preachs Kopf erschien in Matts Sichtfeld, gefolgt von Jonahs. »Es ist vorbei.«

Vorbei?

Als hätten seine Männer seine Gedanken gelesen, packten sie ihn unter den Armen und halfen ihm beim Aufstehen. Schwindel erfasste ihn bei der plötzlichen Bewegung, doch es war der Anblick, der sich ihm bot, der ihn beinahe in die Knie gehen ließ. Er hatte den Tod schon zuvor gesehen, doch niemals in diesem Ausmaß. Niemals so einseitig.

Unzählige Lakota lagen tot in der Klamm. Wahrscheinlich Hunderte. Matt schluckte schwer, als seine Augen ein Gesicht streiften, das im Tod ebenso stoisch war wie im Leben – das Gesicht der alten Frau. Die Leichen der Kinder lagen verstreut um sie herum. Nichts als tote Hüllen im Schnee.

Warum? Das hätte eine einfache Waffenkonfiszierung werden

sollen. Eine Eskorte ins Reservat. Wie nur hatte es zu diesem Blutbad kommen können?

Matt wurde speiübel. Er war der Armee beigetreten, um Siedler zu schützen, Menschen wie seine Familie. Sein Wunsch war es gewesen, für Gerechtigkeit und Ordnung zu sorgen. Doch das hier war keine Gerechtigkeit.

»Gott, vergib uns«, murmelte er.

Sie hatten ein grausames Massaker angerichtet.

Kapitel 1

Purgatory Springs, Texas

Mai 1893

»Sie haben uns festgenagelt, Hauptmann.«

Matt Hanger drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand der alten Hütte, hinter der er mit Wallace Schutz gesucht hatte, und lud seine Remington nach. Schüsse zerrissen die Luft, als die Bande Viehdiebe, die sie ihrem Auftrag gemäß unschädlich machen sollten, näher kam. Matts früherer Trompeter erwiderte das Feuer von der einen Seite des auffälligen Gebäudes aus, während Matt neue Patronen aus dem Waffengürtel nahm.

»Halte die Stellung, Wallace«, befahl Matt mit fester Stimme. Mark war ein guter Soldat. Er war manchmal etwas draufgängerisch, aber ein Mann, auf den man sich verlassen konnte, wenn es darauf ankam. So wie jetzt.

Preach und die Viehzüchter, die sie angeheuert hatten, brauchten mehr Zeit, um die gestohlenen Rinder zurück zur Circle-D-Ranch zu bringen. Die Viehdiebe durften noch nicht bemerken, dass man sie hinters Licht geführt hatte. Und es lag an Matt und Wallace, die Bande abzulenken.

Nachdem er auch die sechste Patrone in die Trommel gesteckt hatte, wandte sich Matt wieder dem Kampf zu, zielte und schoss einem der Viehdiebe, der sich zu weit aus seiner Deckung gewagt hatte, den Hut vom Kopf.

Der Kerl schrie auf und krabbelte zurück hinter die Eiche, die auch seinem Kompagnon Schutz bot.

Nach dem Desaster am Wounded Knee hatten Matt und die anderen den Dienst in der Armee quittiert und den Pakt geschlossen, nie wieder tödliche Gewalt anzuwenden. Von nun an

mochten sie Söldner sein, doch all ihren Auftraggebern machten sie von vornherein klar, dass es für sie nicht infrage kam, jemanden umzubringen.

Den Hut eines Mannes als Ziel zu nehmen ... nun, man musste ja in Übung bleiben.

»Jonah sollte bald in Position sein«, sagte Matt, als Wallace sich hinter die Wand zurückzog, um nachzuladen. »Wir müssen sie nur noch ein paar Minuten hinhalten.«

Ein Schuss ließ das Holz neben Matts Gesicht zersplittern. Er zuckte zurück und warf einen schnellen Blick zu Wallace hinüber, um sicherzugehen, dass es dem Jüngeren gut ging. Er hatte den Kopf gesenkt, die Augen auf seine Finger gerichtet und beeilte sich mit dem Nachladen. Eine gute Taktik, um schnell zu sein, doch damit opferte er die Wachsamkeit seiner Umgebung gegenüber.

Sofort ließ Matt den Blick über den Waldsaum an der Seite seines Partners schweifen. Dort. Eine Bewegung. Er schoss.

Ein Aufschrei erklang, als einer der Viehdiebe zu Boden ging. Wallaces Kopf fuhr herum, genau wie seine Waffe. Er sah den Verletzten, dann wandte er sich Matt mit einem Lächeln auf dem Gesicht zu. Doch unvermittelt wurde sein Ausdruck hart. Er warf sich nach vorne.

»Runter!«, schrie er, schubste Matt aus dem Weg und feuerte.

Ein zweiter Schuss erklang fast gleichzeitig. Mark stöhnte auf und ging zu Boden.

»Wallace!« Matt krabbelte in eine bessere Position. Er musste seinen Mann beschützen.

Die Banditen näherten sich ihnen von beiden Seiten. Matt zog Wallace näher an die Wand und schirmte ihn mit seinem Körper ab. Er feuerte nach rechts, dann wirbelte er herum und schoss nach links.

Nur noch zwei Schuss übrig.

Gott, ich könnte wirklich Hilfe gebrauchen.

Wie eine Himmelstrompete erklangen Gewehrschüsse hinter seinem Rücken. Erst von rechts, dann von links.

»Werft die Waffen weg!«, rief eine tiefe Stimme. »Wir haben euch umzingelt.«

Jonah. Gott sei Dank. Jonah war schon mehr als einmal Gottes Antwort auf Matts Gebete gewesen, doch selten war es so dringend gewesen wie heute. Sie hatten einen Verletzten, den Jüngsten der Truppe.

»Wie schlimm ist es, Wallace?« Matt nahm seine Augen nicht von den Bäumen. Er hatte einen der Viehdiebe zwar mit einem Beinschuss niedergestreckt, doch der Gesetzlose stellte immer noch eine Gefahr dar. Bestimmt hatte auch Wallace den Gegner getroffen, doch das Dickicht verbarg zu viel, um das mit Sicherheit zu sagen.

»Schulterschuss, Hauptmann. Mein Waffenarm ist nutzlos, aber ich glaube nicht, dass ich in nächster Zeit an der Himmelpforte anklopfen werde.«

Der Schmerz in der Stimme des jungen Mannes strafte seine spöttischen Worte Lügen.

Ein weiterer Schuss erklang aus entgegengesetzter Richtung. Ein Schrei ertönte zwischen den Bäumen, gefolgt von einem dumpfen Schlag, als etwas Schweres zu Boden fiel. Hoffentlich eine Waffe.

»Der Mann hat gesagt, dass ihr eure Waffen fallen lassen sollt.« Preachs Stimme. Er musste zurückgeritten sein, nachdem die Viehzüchter die Rinder aus dem Canyon geholt hatten, wo die Banditen sie versteckt hatten. »Tut besser, was er sagt, und kommt dann mit erhobenen Händen raus. Ich bin nicht gerade für meine Geduld bekannt.«

Einer nach dem anderen kamen die Viehdiebe mit erhobenen Händen aus dem Dickicht hervor. Einer hatte nur einen Arm erhoben, den anderen presste er an seine linke Seite, wo ihn eine Kugel erwischt hatte. Der, den Matt ins Bein getroffen hatte, stützte sich humpelnd auf einen seiner Kumpane.

Matt hielt seinen Blick und seine Waffe auf die Viehdiebe gerichtet und ging vorsichtig rückwärts, bis er die Wand der Hütte

berührte. Dann ließ er sich langsam nach unten rutschen, um Wallaces Wunde in Augenschein zu nehmen. Ein schneller Blick sagte ihm, dass er richtig vermutet hatte. Die Verletzung war schwer. Mark hatte sich zwar in eine halbwegs aufrechte Position gebracht und einen improvisierten Verband angelegt, doch das Blut sickerte schon durch den Stoff. Das Gesicht des jungen Mannes war weiß und der Mund, der sonst die Frauen mit einem schelmischen Lächeln verzauberte, war zu einer qualvollen Grimasse verzogen.

Wallace brauchte einen Arzt. Und zwar schnell. Doch sie waren mitten im Nirgendwo. In der Nähe gab es nur ein paar Farmen und eine Ansammlung von Hütten, die sich Stadt schimpfte. Der nächste wirkliche Ort war San Marcos, etwa zehn Meilen entfernt. Die Chancen, dass Mark diesen Ritt überlebte, waren mehr als gering. Doch einen Arzt hierherzuholen, würde mindestens zwei Stunden dauern.

Sobald Jonah und Preach aus unterschiedlichen Richtungen auf sie zukamen und die Viehdiebe einkesselten, steckte Matt seine Waffe weg und wandte sich ganz Wallace zu.

»Ist der Junge getroffen, Boss?«, fragte Jonah, während er dem Mann, der offensichtlich der Anführer der Bande war, die Hände mit einem Lederriemen auf den Rücken band.

»Jep. In die rechte Schulter«, antwortete Matt, während er den improvisierten Verband abnahm und nun einen Druckverband anlegte. Er wickelte ihn so fest, wie er konnte. »Ich kümmere mich um ihn, aber er braucht dringend einen Arzt. Besser früher als später.«

»Ich brauche auch einen Arzt«, jammerte einer der Diebe. Wahrscheinlich der mit dem Beinschuss, aber Matt kümmerte sich nicht weiter um ihn.

»Dalton«, rief Preach, »wo finden wir den nächsten Arzt?«

Matt blickte auf. Terrance Dalton, der Besitzer der Circle-D-Ranch, trat auf die kleine Lichtung hinter der Hütte. Offensichtlich war Preach nicht der Einzige gewesen, der zurückgekehrt

war. Die ansässigen Viehzüchter hatten ihre Mittel zusammengelegt, um Matt und seine Männer anzuheuern. Dalton besaß die größte Herde, also hatte er auch den höchsten Beitrag bezahlt. Es sprach für ihn, dass er sich so sehr um die Gesundheit der für ihn fremden Männer sorgte, dass er sein Vieh zurückließ, um sich an dem Kampf zu beteiligen.

»Dr. Jo kann sich um ihn kümmern«, sagte Dalton. »Hat eine Praxis in Purgatory Springs. Direkt gegenüber der Post. Keine zwei Meilen von hier.«

Das waren die besten Neuigkeiten, die Matt an diesem Tag gehört hatte. »Sehr gut. Ich bringe Wallace nach Purgatory. Preach und Jonah, ihr bringt die Viehdiebe zum Sheriff nach San Marcos.«

»Was ist mit mir?«, beschwerte sich der verletzte Bandit. »Ich blute alles voll.«

»Preach?« Matt warf seinem Stellvertreter einen Blick zu.

Dalton trat näher heran und hob sein Gewehr, während Preach sich zu dem Kriminellen herabbeugte, um sein Bein zu untersuchen.

»Sieht nach einem glatten Durchschuss aus, Boss. Ich nähe die Wunde und verbinde sie. Dann sollte er es locker nach San Marcos schaffen.«

»Ich will nicht, dass du das nähst!«

Preach richtete sich auf und zuckte mit den Schultern. »Gut. Ausbrennen ist sowieso leichter.« Er zog sein übergroßes Messer aus der Scheide und hielt es hoch. »Ich brauche nur ein Feuer, um die Schneide zum Glühen zu bringen. Sollte nicht allzu lange dauern.«

»A...auf keinen Fall. Dann lieber nähen.«

Matt unterdrückte ein Grinsen und wandte sich wieder Wallace zu. Der Schmerz stand dem jungen Mann ins Gesicht geschrieben. Sofort wurde Matt wieder ernst.

»Kannst du aufstehen, Soldat?« Matt kniete sich neben ihn und legte sich Marks Arm um die Schulter, dann schlang er seinen eigenen Arm um dessen Taille.

Mark nickte tapfer. Er verzog zwar das Gesicht, als er sich aufzurichten versuchte, gab jedoch keinen Laut von sich.

Der junge Mann war zwar erst siebenundzwanzig, ganze zehn Jahre jünger als Matt, doch er war kein dürrer Hänfling. Sein Körper war gestählt durch den Dienst in der Armee. Es brauchte Matts ganze Kraft, um ihm auf die Beine zu helfen.

Matt piffte und keine halbe Minute später trottete Phineas aus dem Schatten der Bäume heraus. Marks Grauer folgte ihm auf dem Fuß.

»Komm«, brachte Matt zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, während er Mark zu seinem Pferd führte. »Lass uns nach Purgatory reiten.«

Innerlich schüttelte Matt den Kopf. Wie kam man nur auf die absurde Idee, einen Ort *Purgatory* zu nennen – Fegefeuer? Wer würde sich freiwillig dort ansiedeln?

»Wenn es für dich in Ordnung ist ... Boss«, stöhnte Mark, während er sich neben Matt herschleppte, »würde ich ... das Paradies vorziehen ... für meine ewige Ruhe. Im ... Fegefeuer ist es mir zu ... heiß.«

Matt runzelte die Stirn über den schlechten Scherz und verstärkte seinen Griff um Mark, sodass er ihn fast trug. »Heute wird es nichts mit der ewigen Ruhe, Soldat.« Er richtete Mark auf. »Das ist ein Befehl.«

»Ich tue ... mein Bestes ... Boss.«

»Das ist alles, worum ich dich bitte, Junge.« Matt biss die Zähne zusammen, bis Preach herantrat, um Wallace zu stützen, damit er sich selbst in den Sattel schwingen konnte.

Matt richtete den Blick gen Himmel. *Rette Marks Leben, Herr. Das ist alles, worum ich dich bitte.*



Matt ritt so schnell in die Stadt, wie er es mit Wallace in den Armen wagte. Als sie endlich in Purgatory Springs ankamen, war der junge Mann längst ohnmächtig geworden.

»Bleib bei mir, Mark«, murmelte er. Krampfhaft versuchte er, die Panik zu verdrängen, die in ihm aufstieg, und konzentrierte sich auf das, was er unter Kontrolle hatte: Mark Wallace zum Arzt zu bringen.

Purgatory Springs bestand aus kaum mehr als einer Handvoll unauffälliger Häuser, die sich staubbedeckt an einer einzigen Hauptstraße entlangzogen. Niemand schien hier ernsthaft leben zu wollen. Kein Wunder bei dem Namen.

Matt suchte nach dem Schild der Post, entdeckte es und lenkte Phineas sofort in Richtung des weiß getünchten Gebäudes auf der anderen Straßenseite.

»Dr. Jo!«, rief er schon, während er Phineas zügelte. »Kommen Sie her! Ich bringe einen Verletzten.«

Er nahm den rechten Stiefel aus dem Steigbügel und lehnte sich nach links, um Marks Gewicht an seiner Schulter auszugleichen. Dann schwang er das rechte Bein über den Rücken seines Pferdes und versuchte, ihn so vorsichtig wie möglich nach unten gleiten zu lassen.

»Lassen Sie mich helfen.« Eine Frau streckte die Arme aus, um Wallace zu stützen und einen Teil seines Gewichtes zu übernehmen.

Wo blieb der Arzt? Es erschien Matt nicht richtig, dass eine Frau so eine schwere Last tragen musste. Auch wenn er zugeben musste, dass sie zu wissen schien, was sie tat. Außerdem war sie stark. Sie griff nach Marks Schultern und hielt ihn, bis Matt aus dem Sattel gestiegen war und seine Beine ergreifen konnte. Er umfasste ihn an den Knien, sodass er ihr einen Großteil des Gewichtes abnehmen konnte.

Die Frau, die so gut zupacken konnte, stand nicht lange herum, sondern ging rückwärts zur Tür der Arztpraxis, schubste sie mit dem Fuß auf und trat ein. »Hier entlang.«

Matt half ihr, Wallace durch die Tür zu tragen. Die Krankenschwester – denn das musste sie sein, wie er anhand ihrer weißen Schürze und des dunkelblauen schlichten Kleides vermutete – schien Marks Zustand bereits einzuschätzen.

»Schussverletzung?«, fragte sie, während sie nun die Tür zum Behandlungszimmer aufstieß. Sie betraten einen Raum, dessen Wände eichenvertäfelt waren und von Vitrinen mit allerlei Arzneien und Behandlungswerkzeugen gesäumt wurden. In der Mitte befand sich ein hölzerner Untersuchungstisch.

»Jep« war alles, was Matt unter den fast einhundertfünfundsiebzig Pfund seines guten Freundes zustande brachte.

Es schien der Krankenschwester allerdings zu reichen, denn sie ging um den Tisch herum und trat auf ein Pedal, sodass die Platte sich senkte. »Wir legen ihn hier ab.«

Matt tat, wie ihm geheißsen wurde. Sofort presste sie zwei Finger an Marks Hals.

»Schwach, aber gleichmäßig. Das ist ein gutes Zeichen.«

Matt nickte. Die Worte beruhigten ihn so weit, dass er erleichtert durchatmen konnte. Doch dann begann die Frau damit, den Verband abzunehmen.

Matt griff nach ihrem Handgelenk. Ihr Kopf fuhr herum und sie sah ihn mit schockierten Augen an. Mit schockierten, unglaublich *grünen* Augen. Der Sorte Augen, die einen Mann innerhalb einer Sekunde vergessen ließen, was er eigentlich tat. Jedenfalls unter normalen Umständen, aber nicht jetzt, wo die Fremde einen Mann in Gefahr brachte, den er liebte wie seine eigene Familie.

»Der Junge hat schon genug Blut verloren. Ich will, dass wir auf den Arzt warten. Nicht dass Sie ihn noch umbringen.«

Jetzt verengten sich ihre Augen zu schmalen Schlitzen und sie befreite sich aus seinem Klammergriff. Dann richtete sie sich zu ihrer vollen Größe auf, wodurch sie ihm immerhin bis zum Kinn reichte.

»Der Arzt ist schon *da*«, sagte sie und betonte jedes ihrer un-

glaublichen Worte mit akribischer Präzision. »Dr. Josephine Burkett, zu Ihren Diensten.«

Dr. Jo war eine *Frau*?

Nun war es an Matt, schockiert die Augen aufzureißen.

»Wenn Sie und Ihre antiquierten Ansichten mir jetzt bitte aus dem Weg gehen würden«, sagte sie und schob ihn weg, um wieder nach dem Verband zu greifen. »Ich habe einen Patienten zu behandeln.«

Kapitel 2

Josephine wandte dem starrenden Fremden den Rücken zu, dessen breite Schultern viel zu viel Platz in ihrem Behandlungszimmer einnahmen, und konzentrierte sich auf den Mann auf dem Untersuchungstisch. Dieser zumindest war gefügiger als sein Kollege.

Wer auch immer den Druckverband angelegt hatte, hatte gewusst, was er tat. Auch nach dem Ritt, den die beiden Männer hinter sich haben mussten, hatte der Verband gut gehalten und den Blutverlust minimiert. Sie warf dem zur Salzsäule erstarrten Kerl hinter sich einen schnellen Blick zu und erkannte, dass er sich immer noch nicht von seinem Schock erholt hatte. Selbst das Atmen schien er eingestellt zu haben. Einen solchen Zustand erlebte sie regelmäßig, wenn sie ihre medizinische Kompetenz verteidigte. Josephine schüttelte den Kopf. Das arme männliche Gehirn. So unglaublich unfähig, sich vorzustellen, dass Frauen auch etwas anderes konnten als Kinderkriegen und den Haushalt führen. Ärztinnen waren für sie nur ein Mythos. Vor allem bei Soldaten war dieses Denken immer noch verbreitet. Und diesem Kerl war der Soldat an der Nase anzusehen.

Seine Haltung. Sein Befehlston. Die blaue Weste, die bis zum Kragen zugeknöpft war. Er war wahrscheinlich ein Offizier, vermutete Josephine. Ex-Kavallerie, wenn sie sich nicht täuschte. Sie hatte auf der Ranch ihres Vaters genug Männer von dieser Sorte gesehen, um sie zu erkennen. Männer, die sehr von sich selbst und ihren Ideen überzeugt waren – selbst wenn sie im Unrecht waren.

Der klebrige Verband lenkte ihre Aufmerksamkeit wieder zurück zu ihrem Patienten. Vorsichtig nahm sie die Kompresse weg und runzelte die Stirn, als sie das zerfetzte, blutige Fleisch

sah – eine tiefe Wunde, die von einer Waffe verursacht worden war, mit der zivilisierte Menschen nichts zu tun haben sollten. Dann presste sie den Verband wieder auf die klaffende Wunde. Als Nächstes musste sie den jungen Mann umdrehen, damit sie am Schulterblatt nach einer Austrittsstelle suchen konnte.

Bevor Josephine allerdings überlegen konnte, wie sie den richtigen Hebel ansetzen sollte, um das möglichst sanft zu bewerkstelligen, erwachte die Salzsäule hinter ihr aus der Starre und fasste den Patienten an der Seite.

»Danke.« Sie lächelte knapp. Nicht dass sie seine Hilfe *gebraucht* hätte, aber natürlich war sie pragmatisch genug, sie zu akzeptieren, damit sie schneller die Untersuchung weiterführen konnte.

Josephine bäugte das Hemd ihres Patienten. Kein Loch. Sie fuhr mit der Hand über die Schulter. Nichts zu finden. Dann rollte sie ihn zurück und ging in Gedanken die Maßnahmen durch, die als Nächstes anstanden: Hemd aufschneiden. Wunde reinigen. Kugel ausfindig machen. Entfernen. Nähen. Eine Infektion vermeiden.

»Können Sie ihm helfen, Doc?«

Josephine sah auf, während sie eine Schere von der Ablage nahm, auf der sie immer die nötigsten Behandlungsgeräte parat liegen hatte. Tiefe Sorgenfalten lagen um seine Augen.

Er hatte sie *Doc* genannt. Nicht *Miss* oder *Schwester*. Damit die Männer in der Gegend von Purgatory Springs sie so nannten, hatte Josephine erst den alten Johnson durch eine Cholezystektomie vor dem Grab retten müssen. Nachdem sie seine Gallenblase entfernt hatte, hatte Hiram Johnson jedem, der es wissen wollte –, und auch allen, die es nicht wissen wollten – vorgeschwärmt, wie seine unerträglichen Schmerzen quasi über Nacht verschwunden waren. Endlich hatte sie den Respekt bekommen, den sie sich monatelang zu erarbeiten versucht hatte. Die Tatsache, dass dieser Fremde ihren Titel nun allein deshalb verwendete, weil sie ihn auf ihren Beruf hingewiesen hatte, war daher umso bemerkenswerter.

Vielleicht war er doch nicht so verbohrt und rückständig, wie sie ihn eingeschätzt hatte. Doch immer noch stellte er ihre Fähigkeiten infrage.

Sie sah ihm direkt in die ernsten braunen Augen und strahlte die ruhige Autorität aus, die sie immer an den Tag legte, wenn Menschen sich um Freunde oder Familienangehörige sorgten. »Ja. Ich habe schon Kugeln entfernt.« Zwei, um genau zu sein, und nie in einem Bereich des Körpers, an dem so viele Blutgefäße zusammenliefen, doch das musste er ja nicht wissen.

Obwohl der Name es anders vermuten ließ, war Purgatory Springs ein beschaulicher kleiner Ort gewesen, bevor die Viehdiebstähle begonnen hatten. Jeffrey Cawyer, der sich selbst in den Fuß geschossen hatte, war seit Abschluss ihres Medizinstudiums ihre einzige wirkliche Schussverletzung gewesen. Abgesehen natürlich vom Truthahn der Familie Williams, dem sie an ihrem ersten Thanksgiving hier in der Stadt heldenhaft zur Seite gestanden hatte. Mrs Williams hatte auf einen makellosen Vogel zu diesem hohen Feiertag bestanden, und da Hiram Johnson zu der Zeit seine Gallenblase noch besessen hatte, war Josephine froh gewesen, ihre chirurgischen Fähigkeiten unter Beweis stellen zu können – egal wie tot oder tierisch der Patient war.

Doch ihre fehlende Erfahrung spielte in diesem Augenblick keine Rolle. Sie kannte die Anatomie, war von den allerbesten Chirurgen ausgebildet worden, die das *Women's Medical College Pennsylvania* zu bieten gehabt hatte, und besaß die ruhigsten Hände ihres Jahrgangs. Mit Gottes Hilfe konnte sie es sicher schaffen.

Josephine öffnete den Hemdstoff des verletzten Mannes mit einem schnellen, sicheren Schnitt und mit ruhiger Hand. Die erste Regel im Umgang mit nervösen Beobachtern: beruhigen. Die zweite: eine Aufgabe geben.

»Am Fenster ist ein Becken«, sagte sie, ohne von ihrer Arbeit aufzuschauen. »Waschen Sie sich. Wenn ich das Hemd entfernt habe, spüle ich die Wunde und untersuche sie. Es wird sehr

schmerzhaft sein und Ihr Freund könnte sich wehren. Vielleicht müssen Sie ihn festhalten, während ich arbeite.«

Seine schweren Schritte stampften quer durch das Zimmer, dann hörte sie Wasserplätschern, als er ihre Anweisungen befolgte. Das war ein Vorteil an Soldaten – sie waren es gewöhnt, einen Befehl auszuführen, solange sie die Autorität der Person anerkannten, die ihn erteilte. Die Tatsache, dass der Fremde sich Schmutz und Blut von Händen und Armen wusch, ließ Josephine hoffen, dass er ihr während der bevorstehenden Operation von Nutzen sein konnte.

Sie schnitt das Hemd bis zum Ärmel auf, dann legte sie die Schere beiseite und entfernte vorsichtig den Baumwollstoff. Frisches Blut sickerte aus der Wunde, an den meisten Stellen war es aber schon geronnen.

»Was kann ich tun?« Der Fremde war wieder da. Hut und Weste waren verschwunden, die Ärmel hochgekrempelt, die Haare um sein Gesicht herum feucht.

Josephine unterdrückte ein Lächeln. Dieser Mann machte keine halben Sachen. Er hatte sich von oben bis unten gründlich gewaschen. Sehr gut. Je sauberer die Operationsumgebung war, desto besser für ihren Patienten.

Sie nahm ein sauberes Tuch, das mit Karbolsäure vorbehandelt war, und presste es auf die Wunde, um einer Blutvergiftung vorzubeugen. »Halten Sie das«, wies sie ihn an. »Und verringern Sie nicht den Druck.«

Er tat, wie sie ihm geheißen hatte.

Sie musste sich selbst waschen. Als Josephine ihre Hände ausgiebig geschrubbt hatte, wandte sie sich wieder um und trat neben den Soldaten, der gewissenhaft das Tuch auf die Schulter seines Freundes presste. Vorsichtig entfernte sie es und beugte sich vor, um die Wunde genau zu untersuchen. Sie wirkte relativ sauber, nicht allzu tief, fast keine Fremdkörper außer ein paar Fasern des Hemdstoffes. Eine einfache Spülung sollte ausreichen. Josephine griff nach Spritze und Pinzette.

»Wie ist sein Name?«, fragte sie.

»Wallace.« Ihr neuer Assistent hatte eine raue, tiefe Stimme. Stark, aber gezeichnet vom Leben. »Mark Wallace.«

Vorsichtig zupfte sie die Fasern mit der Pinzette weg, dann spülte sie die Wunde, um eine bessere Sicht zu haben. Nachdem sie die ausströmende Flüssigkeit weggetupft hatte, hob Josephine den Blick und richtete ihn auf ihren Assistenten. »Und *Ihr* Name?«

Er sah sie nicht an. Seine Augen waren fest auf die Schulter seines Freundes gerichtet. »Matthew Hanger.«

Josephine zuckte zusammen. *Der* Matthew Hanger? Der hochdekorierte Kavallerieoffizier, der sich zusammen mit General Nelson Miles gegen die Gräueltaten ausgesprochen hatte, die damals am Wounded Knee geschehen waren?

Sie hatte gewusst, dass Terrance Dalton und die anderen Viehzüchter sich Hilfe im Kampf gegen die Viehdiebe gesucht hatten, aber sie hatte keine Ahnung gehabt, dass es sich dabei um *Hangers Reiter* handelte. Die vier Ex-Soldaten, die sich hinter dieser Gruppe verbargen, hatten sich in den letzten Jahren einen Namen damit gemacht, dass sie sich um Probleme kümmerten, die das Gesetz nicht lösen konnte oder wollte.

Auf den Schulhöfen und in den Saloons hatten sich wahre Mythen um das Quartett gebildet, die mit der Realität wahrscheinlich schon lange nichts mehr zu tun hatten. Man sprach nur von *Den Reitern* und jeder wusste sofort, von wem die Rede war. Josephine hatte den fantastischen Geschichten gelauscht, die schon an Heldenverehrung grenzten. Ihr analytischer Verstand war jedoch wenig beeindruckt gewesen. Normalen Männern gelang nicht einmal die Hälfte dessen, was man den Reitern nachsagte. Josephine hatte schon länger vermutet, dass diese mysteriösen Männer selbst wahrscheinlich gar nicht existierten. Ohne Zweifel waren sie das kreative Produkt irgendeines Zeitungsreporters, der damit die Auflage seines Blattes steigern wollte. Sensationsjournalismus eben.

Doch nun stand der Anführer der Reiter in ihrem Behandlungszimmer. Matthew Hanger – unerschütterlich und mit zusammengebissenen Zähnen; bereit, alles zu tun, um das Leben seines Freundes zu retten.

Ihre Rolle in dieser Sache schien plötzlich viel mehr zu wiegen als noch vor wenigen Augenblicken.

Josephine versetzte sich innerlich einen Stoß. Es war egal, wer diese Männer waren und was sie eventuell vollbracht hatten oder nicht. Diese beiden brauchten Hilfe und Gott hatte sie zu ihr geführt.

»Nun, Mr Hanger, ich werde jetzt nach der Kugel suchen. Das wird Mr Wallace nicht gefallen. Je besser Sie ihn festhalten, desto schneller kann ich den Fremdkörper entfernen. Ihr Freund hat Glück im Unglück gehabt, denn die Wunde ist nicht sehr tief. Außerdem sind weder Schlüsselbein noch Schulterblatt betroffen, sodass wir uns wegen Knochensplintern keine Sorgen machen müssen. Aber es gibt viele Blutgefäße und Nerven an dieser Stelle. Ich glaube nicht, dass die Kugel die Arterie subklavikular verletzt hat, aber der Brachialplexus, also das Nervengeflecht, ist ein heikler Punkt. Eine Verletzung könnte zukünftige Bewegungseinschränkungen des Armes mit sich bringen. Ich muss also sehr vorsichtig vorgehen.«

»Verstanden.« Mr Hanger beugte sich vor und umklammerte Mr Wallaces Handgelenke. »Legen Sie los.«

Als Josephine ihren Finger in das Loch der Kugel steckte, erstarrte Mr Wallaces Körper und er fing an zu stöhnen. Er öffnete die Augen, doch sein Blick war glasig und unruhig. Dann hob er den Kopf. Sofort war Mr Hanger zur Stelle und umklammerte Mr Wallaces linke Schulter, damit er sich nicht mehr bewegen konnte.

»Ruhig, Soldat.« Sein Tonfall war eher befehlend als beruhigend, doch die Worte schienen den Patienten trotzdem zu besänftigen.

»Hauptmann?«

»Ich bin hier, Junge. Du bist in Sicherheit. Die Ärztin muss dir nur die Kugel aus der Schulter holen, also bleib ganz ruhig liegen, verstanden?«

Als ihr Patient wieder still lag, schob Josephine ihren Finger vorsichtig tiefer in das Loch, immer darauf bedacht, den schon entstandenen Schaden nicht noch schlimmer zu machen. Mr Wallace stöhnte wieder auf und drehte seinen Kopf in ihre Richtung. Seine Augen wurden groß.

»Ich glaube ... du hast mich doch ... ins Paradies gebracht ... anstatt ins Fegefeuer ... Hauptmann.«

Josephine hob eine Augenbraue. Flirtete der Kerl etwa mit ihr?

»Ärzte ... könnten im Fegefeuer ... niemals so schön sein.«

Offensichtlich. Sie grinste und schüttelte den Kopf, als sie sich wieder auf die Wunde konzentrierte. »Ich versichere Ihnen, Mr Wallace, dass meine Vorstellung vom Paradies keine Cowboys beinhaltet, die mir meinen hübschen Dielenboden vollbluten.« Sie drang tiefer in die Wunde vor.

Mr Wallace ächzte. »Entschuldigung ... Ma'am.«

»Hör auf, der Ärztin zu schmeicheln«, grummelte Mr Hanger, jedoch ohne echten Zorn in der Stimme. »Es gibt Wichtigeres, auf das sie sich gerade konzentrieren muss.«

Er hatte recht. Josephine knabberte nervös an ihrer Unterlippe, als ihre Fingerspitze gegen etwas Hartes stieß. Die Kugel. Sie hatte sie entdeckt.

Mr Wallaces Stöhnen wurde nun zu einem lauten Ächzen, doch Josephine hörte ihn kaum. Alles in ihr fokussierte sich auf das, was vor ihr lag – Muskeln, Sehnen und der Fremdkörper, der entfernt werden musste.

Ein zusätzlicher Schnitt war nötig, dazu ihre kleinste Pinzette und weiteres Bohren, das sie am liebsten vermieden hätte. Doch endlich erklang das Klingeln von Metall auf ihrem Operations-tablett wie der triumphierende Schlussakkord einer großartigen Symphonie. Zufriedenheit stieg in ihr auf. Die Kugel war entfernt.

Im Verlauf der Operation war Mr Wallace wieder ohnmächtig

geworden, doch das war zu erwarten gewesen. Was sie jedoch überraschte, war das aufgeregte Kribbeln in ihrem Bauch, als Mr Hanger ihren triumphalen Moment teilte, indem er anerkennend nickte.

Es hätte ihr nichts bedeuten sollen. Sie war Ärztin geworden, um denjenigen zu helfen, die verletzt waren – und nicht, um die zu beeindrucken, die ihr zuschauten. Doch die Geste des Respektes erfüllte sie mit unerwarteter Freude. Sie bezweifelte, dass Mr Hanger solch ein Nicken häufiger vergab. Er erschien ihr als Mann hoher Ansprüche, abgehärtet durch den Krieg, geizig mit Lob.

Dabei kannte sie ihn gar nicht, ermahnte sie sich selbst, als sie sich nun das Blut von den Händen wischte und eine Operationsnadel nahm. Doch als sie den Blick von der Instrumentenablage hob und die Anerkennung in seinen braunen Augen sah, wurde ihr Eindruck bestätigt.

»Danke, Doc«, sagte er. Zwei einfache Worte, doch die Gefühle dahinter waren greifbar.

Matthew Hanger sorgte sich um diesen Mann. Offensichtlich hatte er große Angst um ihn gehabt, fühlte sich womöglich verantwortlich dafür, dass sein Freund verletzt worden war. Mr Hanger hatte ihr sein Vertrauen geschenkt, dass sie Mr Wallace helfen konnte – und dieses Vertrauen hatte sich ausgezahlt.

Es sei denn ...

»Es gibt immer ein Infektionsrisiko«, informierte sie ihn und erwiderte damit seine Offenheit. »Deshalb wird Mr Wallace einige Tage in meinem Krankenzimmer bleiben müssen, bis ich sicher sein kann, dass alles so verheilt, wie es soll.«

Mr Hanger grinste sie schief an. »Dann werden wir uns in den nächsten Tagen wohl häufiger sehen.«

Josephine schluckte. Die Aussicht, einen herrischen Armeehauptmann um die Füße zu haben, hätte sie stören sollen. Warum also fühlte sich das Zusammenziehen ihres Magens eher erwartungsvoll als lästig an?